

Delimir Rešicki

Arrhythmie

Aus dem Kroatischen von Alida Bremer

SCWALBEN IN DER BARANJA

Nun sind schon
vierundvierzig
Jahre vergangen.
Aus den fernen Tagen
sind mir nur
zwei silberne Kugeln geblieben
versteckt in der alten Fibel
je eine
für jede Schläfe.
Jedes Mal, wenn die Sonne auf- und untergeht
prüfe ich, ob sie an ihrem Platz sind.
Einmal werde ich mit ihnen gemeinsam in die Leere fliegen
wie ein Schuss, den ein betrunkenener Idiot
auf einer Bauernhochzeit abfeuern durfte.

Ich habe nie gewusst, wohin ich gehen soll.

Zu welcher Seite des Feldes
ich mich am Morgen mit der Sichel wende
zu welcher am Abend mit dem wilden Mohn
den ich dir, du Neugeborene
auf das Kissen legte.

Es war nicht der Stern
der jeden Abend
über der Ebene erlischt
der dir und mir geschenkt wurde.

Ich betrachte die Wasser, die traumhaften Wasser.

Aus diesem Schlamm
schuf Gott die Wasserrose
das Weihrauchgefäß und die Schwalbe.

Aus diesem Schlamm baute die Schwalbe
ein Nest auf dem alten Vordach
unter deinen Lippen
und flog am Ende des Sommers nach Hause

zum Anfang des Weltalls

um seine erste Witwe zu werden.

Krakau, Kazimierz, Warschau, Budapest, Sisak, die Baranja. Quer durch die Dörfer, Städte und Landschaften Ost- und Mitteleuropas geht die Reise des großen kroatischen Dichters Delimir Rešicki auf den Spuren seiner einst aus Polen über Tschechien und Ungarn nach Slawonien ausgewanderten Familie. Sie führt mitten hinein in die Geschichte und Gegenwart der durch den Fall des Eisernen Vorhangs gänzlich aus ihrem Rhythmus geratenen pannonischen Welt.

Rešicki übersetzt diese "Arrhythmie" in kaskadierende Bildfolgen und erzählt anschaulich, in einer an Rilke und dem Rock'n'Roll geschulten dichten Sprache, von Verunsicherungen, Ängsten und Hoffnungen. Und nach und nach entfaltet sich, wie nebenbei und doch wesentlich, eine Hommage und Liebeserklärung des Autors an die Landschaft, Geschichte und Poesie Pannoniens.

Mit Arrhythmie wird die Lyrik von Delimir Rešicki, einem der größten Dichter Kroatiens, endlich auch dem deutschsprachigen Publikum zugänglich gemacht.

Delimir Rešicki wurde 1960 in Osijek geboren, wo er auch heute lebt und als Kulturredakteur bei der Tageszeitung Glas Slavonije (Stimme Slawoniens) arbeitet. Er schreibt Gedichte, Prosa, Essays und Kritiken. Zuletzt erschienen u.a. die vielfach preisgekrönten Bücher Knjiga o anđelima (Buch über Engel, 1997), Bližnji (Die Nächsten, 1999), Aritmija (Arrhythmie, 2005) sowie Ubožnica za utvare (Ein Armenhaus für Gespenster, 2007).

Delimir Rešicki, Arrhythmie. Gedichte
Deutsche Erstausgabe
Kroatisch/Deutsch, übersetzt von Alida Bremer
192 Seiten, Hardcover, fadengeheftet, mit Lesebändchen
ISBN 978-3-902113-57-3 € 18,90 / sfr 34,-

Pressestimmen

Roland Barthes und Buddy Holly

Vergessen. Vergessen all das, was untilgbar im Kopf festklebt. Der kroatische Dichter Delimir Resicki beschwört das Vergessen, das ihn nichts gelehrt hat "über das, was ich / vergessen sollte". Seine Gedichte taumeln in einer Trunkenheit, die das Vergessen besingt und es darob vergisst, weil das Erinnernte stärker ist und sich bharrlich Nachachtung verschafft. Der leidenschaftliche Anruf an "Doktor Alzheimer" verhallt deshalb ungehört. Wenigstens "hilf mir / dass ich dich vergesse".

Mit empathischen, zugleich schön-schrägen Bildern beleuchtet Resicki die Gegenden Ost- und Mitteleuropas, die nach dem Mauerfall aus ihrem Trott und Takt gefallen sind. "Man stirbt zwischen alltäglichen Dingen." Nur Poesie und Rock 'n' Roll zeigen Ausgänge aus den "sicheren Räumen" der Vergangenheiten, vermögen das Vergangene aufzuheben. Dabei freilich geht Resicki postmodernen Strategien aus dem Weg, seine Poesie hält streng eine Balance zwischen Aufruhr und Tradition. Zarko Paic umschreibt sie in einem Essay: "Die 'Arrhythmie' ist der paradigmatische Bewusstseinszustand der Dichtkunst als Hüter der Identität."

Anstatt zu vergessen erinnert sich Resicki auch an Freunde und Vorbilder: an kroatische Dichtergenossen, an Rilke und Trakl oder in einer poetischen Hommage an Roland Barthes, der "unter blühenden Kirschbäumen" sitzend darauf gewartet habe, "dass die aufgehende Sonne / der gelassenen Semiotik / eine brave neue Welt beleuchtet". An dessen Seite tritt wenige Seiten später Buddy Holly und ruft, ein Zeichen, die alte Gitarre im eigenen Zimmer in Erinnerung. Resickis Gedichte sind zarte Liebeserklärungen, fein von pannonischer Nostalgie bepudert und mit Nichts beschwert, denn "nichts ist so heilig / wie das, was vergeblich ist".

Beat Mazenauer, Volltext, Februar 2008

In Kroatien

Wann ihm ein Engel zum ersten Mal zuflüsterte, dass Mitteleuropa als Tragödie enden werde, lässt sich nach all den Engeln, die Delimir Resickis Gedichte bevölkern, gar nicht mehr klären. Sie geben ihm Kluges und Schreckliches ein und am liebsten beides zugleich. „Wenn du Zündhölzer hast / dann ist es leicht / eine Nadel im Heuhaufen zu finden“, raunen sie ihm beispielsweise zu, wobei die Düsternis solcher Zeilen im Tageslicht nur mühsam besteht. Die mitteleuropäische Tragödie, die Resicki beschwört, hat auf den ersten Blick etwas von einem Phantom. Vielleicht reist sie unsichtbar mit dem Bora, dem Jugo oder dem Maestral, den drei großen Winden, die über Kroatien herziehen. Oder sie versteckt sich hinter der Sonne, die zwischen Karst und Küste das ganze Land flutet, bis hinunter in die ertrunkenen Täler der Adria. Jenseits des aufgeputzten Barock, mit dem Zagreb den Besucher blendet, regiert zwar das Elend des Plattenbaus, und jenseits der römischen Ruineneleganz von Pula lauert eine provinzielle Enge, von der man lieber nicht angefallen werden möchte. Doch auch daran ist nichts unausweichlich, solange man in den Parks von Zagreb Zuflucht suchen kann oder in

Pula mit einem Stapel Bücher in den Sofas des Kunstcafés Cvajner, einer ehemaligen k.u.k-Bank, versinkt, mit dem Wunsch, bis zum nächsten Sommer nicht mehr aufzustehen.

Wo also soll die Tragödie sein? Kündigt sie sich an in den beiden deutschen Immobilienmaklern, die in der Schlange am Flughafen von Split schamlos beratschlagen, wie sie den Einheimischen am schnellsten ihre Häuser abschwatzen und schon die Eroberung von Weißrussland und der Ukraine planen, weil Kroatien, wie die Glücksritter einander versichern, das Tor ist zum gesamten Osten? Zeigt sie sich in den Russen, die mit Geldkoffern anrücken, um sich, bevor es die Gesetze der Europäischen Union verhindern, noch schnell eine Privatinsel aus dem kroatischen Archipel auszusuchen wie einst Marschall Tito mit Brioni? Offenbart sie sich in den zur bitteren Komödie neigenden Scharmützeln, die Politiker scheinbar unverändert austragen, als herrsche ein knappes Jahrzehnt nach Franjo Tudjmans Tod immer noch die bleiern nationalistische Zeit des ersten postjugoslawischen Präsidenten, während ringsum die Warenwelt in allen kapitalistischen Marken und Farben leuchtet? Einen Moment lang meint man sie spüren, wenn man einen Mietwagen abholt und gefragt zu werden: Wollen Sie damit eigentlich auch nach Bosnien-Herzegowina? Aber was wie Sorge um die Zerstörungswut der Nachbarn klingt, kann ebensogut die Unschuld einer versicherungstechnischen Pflicht sein. In jedem Fall ist es erleichternd, Nein sagen zu können. Na dann, strahlt der Mann hinterm Schalter, ist ja alles kein Problem.

Die Tragödie liegt wahrscheinlich darin, dass alles Entscheidende längst geschehen ist. Wenn man wie Delimir Resicki aus einem Ort stammt, in dem Anfang der 90er Jahre der Bürgerkrieg besonders blutig tobte, wird man sie gerade in ihrer unmittelbaren Abwesenheit erkennen. „Doch darin liegt vielleicht / meine Kraft und mein ewig wählender Vorteil“, schreibt der 1960 in Osijek geborene Resicki in seinem deutschsprachigen Lyrikdebüt „Arrhythmie“. „Ich erinnere für immer / an das, was vergangen ist / und ich muss mich nicht / vor den goldenen Kälbern der Zukunft verbeugen / die im Viehwaggon schlafen / auf dem Weg zum neuen Europa / und seinen alten Schlachthöfen / die in Disco-Clubs umgewandelt wurden.“

Der Weg ins neue Europa ist für Kroatien indes noch weit. Das Land erfüllt momentan nicht einmal ein Zehntel der Brüsseler Kriterien – auch wenn die touristische Blüte, die Kroatien erlebt, das Versprechen einer gloriosen Zukunft schon einzulösen scheint. Ein Fünftel des Bruttoinlandsprodukts ist ihr zu verdanken. Mit rund zehn Millionen ausländischen Urlaubern bewegen sich in den Sommermonaten schon doppelt so viele Menschen durch das Land wie Einheimische, und die Zahlen steigen.

In der goldenen Zeit, sagt Resicki, war Mitteleuropa ein geistiger Raum, in dem es möglich war, den anderen zu achten. Heute bleibe einem nur noch die Melancholie über eine für immer verlorene Gelegenheit. Er ist Gast des „Sa(n)jam knjige“ in Pula, eines alljährlich im Dezember von der Buchhändlerin Magdalena Vodopija in den Räumen einer alten Marinebibliothek ausgerichteten Buchmesse mit angeschlossenem Literaturfestival. Der Name spielt mit den Wörtern Messe und Traum, und ein Traum wird hier tatsächlich acht Tage lang gelebt. Denn hier findet sich unter kroatischer Ägide noch einmal eine mitteleuropäische Internationale zusammen, die sich ihre kulturelle Offenheit nicht nehmen lassen will und deshalb auch den Bosniaken Dzevad Karahasan einlädt oder den aus dem serbischen Novi Sad stammenden Ungarn László Végel.

Resicki, heißt es oft, sehe aus wie ein Psychiater aus Horrorfilmen. Er ist aber auch sich selbst gegenüber nicht zimperlich. Ich bin nicht jung und schön, sondern dick, hässlich und traurig, sagt er. Seine Erzählungen beschreibt er als die eines aus Polen nach Kroatien eingewanderten Bruno Schulz, der Pornofilme dreht und dabei David Lynch trifft. Seine Poesie ist nicht weniger synthesesewütig. Die Brücken von Budapest sind ihm so vertraut wie die Laternen von Warschau und die Schwalben der Baranja, jener flachen, morastigen Gegend, die sich rings um seine slawonische Heimat erstreckt. Wenn man den Assoziationsraum seiner Gedichte abstecken will, muss man nur die entsprechenden Widmungen und Anspielungen sammeln. Sie umfassen Trakl und Rilke, Gustav Meyrink und Raymond Carver, Buddy Holly und Andrej Tarkowski, den Slowenen Srečko Kosovel und Roland Barthes – zuviel von allem, doch in einer bildkräftigen, formal unverkünstelten Gedankenlyrik dann

doch überzeugend zusammengeführt. Resicki schreibt mit einer Art kontrollierter Maßlosigkeit, die man vielleicht entwickeln muss, wenn man als junger Mensch zuviel Pogo getanzt, zuviel Krieg erlebt und zuviel Freud, Lacan und Zizek gelesen hat: letzteres ein Zug, den er mit seinen Freunden von der Zeitschrift „Quorum“ teilt, die die Postmoderne in die kroatische Literatur brachten und bis heute nicht losgeworden sind. Solange ihr ein neuer Realismus gegenübersteht, der sich allzusehr in eine soziale Wirklichkeit verstrickt, die eher dem Journalismus gehört, werden sie ihn auch gar nicht loswerden wollen.

1990, kurz vor Ausbruch des Krieges, erschien Resickis erster Lyrikband „Die die Darling“. Den Umschlag zierte eine Fotografie von August Schreitmüllers Skulptur „Güte“, die vom Rathaus über das zerbombte Dresden im Zweiten Weltkrieg schaut und zu dessen Sinnbild wurde. Mit dem Foto und den Gedichten wurde Resicki zum Propheten der Balkankatastrophe, die das Land sehr unterschiedlich traf. Der Krieg hat Vukovar zerstört, Dubrovnik in schwere Mitleidenschaft gezogen und Zagreb nur wenige Tage lang gestreift. Doch der Verleger und Publizist Nenad Popović hat recht, wenn er in seiner Anthologie „Kein Gott in Susedgrad“ erklärt: „Die kroatische Literatur der Gegenwart ist noch heute ohne den Krieg 1990 bis 1995 nicht denkbar. Wie konnte man schreiben, wenn man im Rundfunk und Fernsehen täglich die nahende Apokalypse verfolgte?“ Er berichtet von Sinisa Glavasević, einem jungen Redakteur von Radio Vukovar, der erschütternde Texte aus seiner eingekesselten Stadt sendete, bevor er seine letzte Aufgabe darin fand, den Kindern von Vukovar am Mikrofon vorzulesen. Als die Serben in die Stadt eindringen, führten sie ihn und seinen Tontechniker ab und erschossen beide. Wenig später wurde in Dubrovnik der Dichter Milan Milisić, ein Serbe aus Kroatien, von einem Granatsplitter tödlich verletzt. „So stand der Tod von zwei Dichtern am Anfang der zeitgenössischen kroatischen Literatur“, resümiert Popović. Das prägt, selbst wo es nicht unmittelbar thematisch wird, alle wichtigen Autoren der letzten Jahre. Es handelt sich nicht zwangsläufig um Trümmerliteratur, aber um eine über Trümmer hinwegsehende Literatur, und es gilt für Ivana Sajko („Rio Bar“) wie für Edo Popović („Kalda“), der sich als Kroatiens bester Kriegsreporter einen Namen machte.

Miljenko Jergović, 1965 in Sarajevo geboren und in Zagreb zu Hause, ist der bedeutendste Erzähler seiner Generation. Wie Resicki ist er mit westlicher Popkultur in einer Aufbruchszeit aufgewachsen, die durch den Krieg brutal beendet wurde. Ein Star von seinen journalistischen Anfängen an, der, wenn er sich denn blicken lässt, von seinen Fans auf der Straße angehalten wird. Und ein Einzelgänger, der von dem Gastlandauftritt in Leipzig nichts wissen will. Auch von der heimischen Schriftstellerszene hält er sich fern, nachdem er aus allen Verbänden ausgetreten ist. „Die Sache ist simpel und überhaupt nicht dramatisch“, erklärt er per E-Mail. „Ich brauche keinen Schriftstellerverein, weder für meine politische noch für meine gesellschaftliche Bestätigung, wobei gerade in postkommunistischen Ländern solche Verbände immer noch dazu dienen.“ Sein Prosadebüt „Sarajevo Marlboro“ (1994), ein Kaleidoskop von kurzen Szenen aus der belagerten Stadt, gilt bis heute als Paukenschlag in der kroatischen Literatur, obwohl Jergović als gebürtiger Bosnier mindestens eine doppelte Identität für sich beansprucht.

„Der Grundunterschied ist der, dass die bosnische Identität ein Kompositum ist, die kroatische Identität aber monolithisch. Allein dadurch, dass ich in Bosnien aufgewachsen bin und dort geformt wurde, bin ich auf eine bestimmte Weise auch ein Kompositum. Obwohl ich als bosnischer Kroat geboren wurde, bin ich auch ein bosnischer Serbe und ein bosnischer Muslim. Diese Tatsache empfinde ich als Segen, denn sie ist literarisch ausgesprochen fruchtbar. Zugleich ist sie aber auch der Auslöser für zahlreiche gesellschaftliche Missverständnisse, die ich in Kroatien erlebe. Was gut für die Literatur ist, erweist sich oft als schädlich für das Leben.“

Im Gegensatz zu anderen bekannten Schriftstellern wie Slavenka Drakulić, Dubravka Ugresić oder dem gleichfalls aus Sarajevo stammenden Igor Stiks („Die Archive der Nacht“), die von Chauvinisten oder Neidern gerne als Verräter gebrandmarkt werden, hat er sein Land aber nie verlassen. „Ich sage nicht, dass mich die kanadischen Wälder oder die finnischen Seen nicht interessieren, aber sie sind nicht meine Welt. Erstens bin ich nur schwer in Gang zu setzen, ich bin träge und ziehe nicht gerne

um. Zweitens befindet sich hier die Welt, über die ich schreibe und der mein ursprüngliches Interesse gilt.“ Der internationale Ruf, den er sich von Zagreb aus erarbeitet hat, gibt ihm Recht, auch wenn er im deutschsprachigen Raum längst nicht den Erfolg genießt, der ihm spätestens seit „Mama Leone“ (1999) gebührt. „Filmwunder ereignen sich meist in Amerika, literarische sind überall möglich. Um einen Film zu machen, muss einem jemand sehr viel Geld geben. Einen Roman kann jeder schreiben.“

Dabei hat er erst in den letzten Jahren mit dem „Walnusshaus“ zu epischen Formaten gefunden, auch in Verehrung für eine Figur, als deren Nachfahre er zuweilen beschrieben wird. „Im 20. Jahrhundert gibt es zwei wirklich große kroatische Schriftsteller. Der erste ist Miroslav Krleža und der zweite Ivo Andrić. Andrić ist ein Bosnier, gehört aber mit seinem literarischen Werk und Schicksal der bosnischen, serbischen und auch der kroatischen Literatur an. Doch das Hauptthema seiner Literatur ist Bosnien.“ Zur Lektüre empfiehlt er überraschenderweise nicht die „Brücke über die Drina“, die Andrić 1961 den Nobelpreis einbrachte, sondern den weniger bekannten Roman „Wesire und Konsuln“, einer Chronik von Andrićs Geburtsstadt Travnik. Unter den Zeitgenossen liegt ihm Boris Dežulović mit „Christkind“ am Herzen – ein noch unübersetzter Zeitreiserooman, dessen Protagonist sich ins oberösterreichische Braunau begibt, um den achtjährigen Hitler zu ermorden.

Jergovićs multiethnische Identität wirkt um so fremder, als die Kroaten heute mehr denn je eine gezielte, auf Abgrenzung bedachte Sprachpolitik betreiben, während sich die Serben eher durch eine Rückkehr zur kyrillischen Schrift abschotten. Das Bemühen, sich von einem als erzwungene Kunstsprache empfundenen Serbokroatisch abzusetzen, scheint dabei nur zum Teil politisch motiviert. Schon Miroslav Krleža, ein glühender Kommunist und Titoist, tat sich als Unterzeichner einer „Deklaration über die Bezeichnung und Stellung der kroatischen Schriftsprache“ hervor, die 1967 Teil des „Kroatischen Frühlings“ war, in dessen Rahmen kroatische Intellektuelle ein Stück Autonomie gegenüber der Regierung in Belgrad herzustellen versuchten. Wo aber berühren sich ethnisches und politisches Bewusstsein? Jergovićs Schreiben Turzismen vorzuwerfen, wie es Kritiker getan haben, zeugt jedenfalls von einer Borniertheit, die es schwermacht, Kroatiens faschistische Ustascha-Vergangenheit zu vergessen, die offenbar immer wieder einmal aufblitzt.

Besuch beim Zagreber DHK, Kroatiens ältestem Schriftstellerverband. Uns gibt es seit 1900, erklärt in makellosem Deutsch der Germanistikprofessor Ante Stamać, der kulturpolitisch immer noch gerne das Wort führt, obwohl er sein Präsidentenamt an Stjepan Cuić abgetreten hat. Seit 1900! Und wie eng unsere Beziehungen zur deutschen Literatur waren: Walter Höllerer, der Dichter, Wissenschaftler und gute Geist des Literarischen Colloquiums am Berliner Wannsee, oder H.C. Artmann, der Wiener Sprachartist: Sie alle waren unsere Gäste! Und heute die alljährlichen Zagreber Literaturgespräche, die den Blick längst wieder über unsere Grenzen hinausrichten! Und die serbische Dramatikerin Biljana Srbljanović, die hier schon am Theater gastiert hat! Nicht nur der Stolz auf die Tradition lässt ihn all das betonen. Es ist auch der Ärger, dass mit dem HDP unter Velimir Visković seit dem Herbst 2002 ein Störenfried aufgetaucht ist, der von sich behauptet, der modernere, weltläufigere und liberalere Schriftstellerverband zu sein und das mit einer postmodernen Phraseologie auch wirkungsvoll bedient. Selbst die diplomatischsten Fragen zum damaligen Zerwürfnis führen aber ins Leere. Lassen Sie uns nicht über die Vergangenheit reden, sagt er auf einmal, schauen wir lieber in die Zukunft!

Die hochherrschaftlichen Räume des DHK auf dem zentralen Ban-Jelčić-Platz, der die Unter- von der Oberstadt trennt, beherbergen mit dem Klub Književnika auch eines der feinsten Zagreber Restaurants. Doch was ein wunderbarer Ort des Debattierens sein könnte, ist für die meisten Schriftsteller trotz Ermäßigung auf die Kartenpreise unerschwinglich. Deshalb tafelt hier in einer Umgebung, die nach westeuropäischen Maßstäben nicht einmal übertrieben luxuriös ist, eher die einheimische Wirtschaft. Eine Heimstätte des Geistes ist der Klub auch sonst nur bedingt. Wer am Kopf des Speisesaals, wo Bücherregale mit Folianten bis zur Decke ragen, nach der Gesamtausgabe von Antun Mihanović greift, dem Dichter der kroatischen Nationalhymne, hat plötzlich Attrappen in der Hand.

Die Vorstellung, man könne sich die Literatur eines Landes von einem Verband ausgehend erschließen, mutet vielleicht absurd an. Für kroatische Schriftsteller ist sie etwas Selbstverständliches. Die Mitgliedschaft dient, neben regelmäßigen Veröffentlichungen, dem Nachweis einer hauptberuflichen Tätigkeit. Nur so kommt man in den Genuss einer 20-prozentigen Steuerminderung und erhält das Recht, staatliche Stipendien zu beantragen. Die Verbände organisieren wesentlich das literarische Leben und bilden es in Zeitschriften ab - in Übersetzung auch für das Ausland. Was für den DHK auf diesem Gebiet die seit 1966 erscheinende Zeitschrift „Most“ (Brücke) ist, heißt beim HDP „Relations“. Beide entwerfen mit Klassikerdossiers, Essays und aktueller Literatur buchdick und im Großformat ein umfassendes Bild.

Die Spaltung der Verbände soll auf einen Rechtsruck des DHK unter Ante Stamać zurückgehen. 2001 sagten Nenad Popovićs Verlag Durieux und die angesehene linksliberale Wochenzeitung „Feral Tribune“ aus Split ihre Teilnahme am Kroatischen Gemeinschaftsstand auf der Frankfurter Buchmesse ab, um dagegen zu protestieren, dass Stamać, den sie einen nationalistischen Scharfmacher nannten, einen Vortrag hielt. Man würde ihm das, freundlich und blitzgescheit, wie er wirkt, so nicht ansehen. Auch seine Verdienste als Germanist und Kulturvermittler stehen außer Frage. Erst vor wenigen Jahren hat Stamać Goethes „Faust“ ins Kroatische neu übersetzt – und zwar beide Teile. Aber man ahnt etwas von seiner pathetisch-patriotischen Veranlagung, wenn man sein unter dem Titel „In der Stunde höchster Not“ 1997 bei Bastei-Lübbe auch auf Deutsch erschienenenes Buch über „Kroatische Lyrik im Krieg“ zur Hand nimmt. Er hat es zusammen mit dem amtierenden konservativen Ministerpräsidenten Ivo Sanader, einem über Jean Anouilh promovierten Romanisten und zeitweiligen Theaterintendanten, herausgegeben.

Die Nähe von Geist und Macht irritiert nicht nur bei Stamać. Im Fall von Ivo Sanader, dem nachgesagt wird, er habe seine Partei, die HDZ, mit harter Hand vom Tudjman treuen Haufen in eine einigermaßen liberale Volkspartei verwandelt, scheint sie sogar die beste Voraussetzung seiner Karriere gewesen zu sein. Sie mag ein Relikt des sozialistischen Gesellschaftswesens sein. Ganz sicher gedeiht sie aber auf dem Boden eines Landes, in dem zumindest im Kulturbereich jeder jeden kennt und staatliche Subventionen aufwiegen müssen, was der heimische Markt an wirtschaftlich autonomen Existenzen nicht hergibt. Seid Serdarević, der agile, auf den westlichen Markt drängende Verleger von Fraktura, kalkuliert seine Bücher (nicht nur bei ihm beträgt die Erstauflage 1000 – 1500 Stück) deshalb mit maximal zehn Prozent Druckbeihilfe. Er will handlungsfähig bleiben, auch wenn ihm die öffentliche Gunst entzogen wird. Wohin das so segensreich wirkende Modell geführt hat, ist jeden Tag aufs Neue zu sehen: Kontrolle und Liebedienerei, Korruption auf dem kleinen Dienstweg, gepaart mit Schlitzohrigkeit und der Kunst des Ränkeschmiedens.

Auf sie versteht sich auch der konservative Kulturminister Bozo Biskupić: ein kleiner, runder Mann, dessen Charme nur mit dem Gift konkurriert, das er versprühen kann. Er hat sich überzeugen lassen, den Gastlandauftritt Kroatiens auf der Leipziger Buchmesse zu finanzieren. Die vaterlandslosen Gesellen, die ihn ausrichten, sind ihm aber nicht geheuer. Wollen Sie sich nicht noch ein Stück weiter links von mir setzen, fragt er Alida Bremer, die federführende Organisatorin des Schwerpunkts beim spätnachmittäglichen Empfang im Ministerium. Während seine deutschen Besucher, von Biskupić in ihrer Landessprache umgarnt, noch an ihrem Fruchtsaft nippen, ahnen sie nicht, dass sich im Dverce, dem Stadtpalais in der Oberstadt, die Zagreber Presse in Erwartung der Deutschen vergeblich die Beine in den Bauch steht. Biskupić hat in letzter Minute seinen Empfang anberaumt, um das Aufeinandertreffen zu torpedieren. So funktionieren die Spielchen.

Die andere Geschichte von der Spaltung des Schriftstellerverbands geht übrigens so, dass der gescheite Herr Stamać den nicht weniger gescheiten Herrn Visković als Mazedonier beschimpft haben soll, was auf der Skala der kroatischen Beleidigungen weit oberhalb von Jude oder Zigeuner rangiert. Worauf der in seiner Ehre gekränkte Herr Visković eben einen zweiten Schriftstellerverband gründen und sich zu dessen Präsident wählen ließ und dabei beträchtliche Gefolgschaft fand. Die Details der persönlichen Auseinandersetzung sind nicht verbürgt. Doch selbst wenn man die Umstände genauer in Erfahrung bringen könnte, bliebe das Ganze typisch für den Umgang miteinander. Zwischendurch

platzt einem Akteur in einer Art Lagerkoller mehr oder weniger öffentlich der Kragen. Das Gros der Konflikte jedoch wird hinter dem Rücken des anderen ausgetragen. Selbst einige der als besonders liberal geltenden Akteure kriegen den Mund immer nicht immer auf. Wirklich grün sind hier einander nur die wenigsten. Da besitzt es eine gewisse Logik, dass die meisten Schriftsteller mittlerweile prophylaktisch Mitglied beider Verbände sind.

Am Ausgang des DHK liegt eine ziemlich mitgenommene Broschüre mit Übersetzungen des Dichters Drago Ivanisević. Darin findet sich auch das Gedicht „Spiele vom europäischen Maskenball“: „Man muss zunächst das Messer gut schleifen, / das kann man am besten am Halse des Bruders, dann muss man ein Glas Wein oder Schnaps austrinken, / auf den Krieg prosten oder auch nicht, / darauf kommt es nicht an, / dann muss man vorsichtig die Mutter abstechen, / sie rücklings hinlegen und sich rücklings danebenlegen, / und (seinen) Kopf an ihren Busen lehnen, / dann, vorsichtig, um die Gelenke nicht zu verletzen, / alle (seine) Nägel langsam aus den Nagelbetten ziehen, / dann einige Gläser Wein oder Schnaps trinken / und den Tränen freien Lauf lassen, die Mutter beweinen / lange, lange sich ausweinen, / dann muss man mit den angespitzten Fingern / Blut und Tränen vermischen / und viele Längsstreifen über das Hemd ziehen / (das Hemd kann weiß, schwarz oder bunt sein) / der Rest wird dann leicht gehen.“ Es stammt nicht etwa aus den letzten Jahren. Ivanisević, 1907 in Triest geboren, ist seit über einem Vierteljahrhundert tot. Es stammt aus der Zeit des Zweiten Weltkriegs.

Gregor Dotzauer, Tagesspiegel, März 2008

Schönes Holpern der Sprache

Widersprüche jeglicher Art

Wenn in fast jeder Erzählung ein Revolver vorkommt, dann muss man sich erstens fragen, ob damit bald geschossen wird, und zweitens, ob es hilfreich sein kann, wenn einer seine Texte den ganz Großen wie Vladimir Nabokov oder Roland Barthes widmet. Beide sind eigene Kaliber und an sich sprachliche Waffen, mit denen Welt erobert und beschrieben wurde. Doch mühelos vereint der kroatische Schriftsteller und Dichter Delimir Rešicki Widersprüche jeglicher Art.

Er ist Melancholiker und unerschütterbar in seiner Beharrlichkeit, der Trauer eine literarische Form zu geben, in der Destruktion und Perversion einen gleichberechtigten Platz einnehmen. Aber auch das wäre zu knapp, zu vermessen, wollte man ihn, der sich mit jeder Erzählung, mit jedem Gedicht dem Leser kaleidoskopisch entzieht, darauf reduzieren.

Seine poetische Verwandtschaftstopographie reicht von Julio Cortazar bis Danilo Kiš. Und wie Kiš und Aleksandar Tišma ist er in einer mehrsprachigen Gegend zur Welt gekommen, in der man einst an nur einem Tag bis zu zehn Sprachen hören konnte. Delimir Rešicki ist 1960 in Osjek geboren, einer Stadt im Nordosten Kroatiens.

Auch wenn dieser Schriftsteller an die geistigen Kräfte des alten Mitteleuropa nicht mehr glauben mag, er wird doch von ihnen bestimmt. Und in der Manier jener gottgleichen Größen - wie beispielsweise Miroslav Krleža einer war und den hierzulande, der Name ist bestimmt schuld!, leider fast niemand kennt - durchsetzt er seine Texte mit Sprach-Fährten und Denk-Finessen, die dem Leser die Kenntnis des Denkens und der Literatur des 20. Jahrhunderts abverlangen. Oder ist das nur ein Trick, ruft er nicht doch unter der Hand die Geilen und Ungebildeten auf den Plan?

Denn wer hat schon keine Lust? Also ist es vielleicht sogar besser, sich zu den Ungebildeten zu zählen, wenn man diesen ungewöhnlichen Autor lesen will! Dann ist es gleichgültig, dass er seine Arbeiten Nabokov und Barthes zueignet; was zählt, sind die polyphonen Phantasien, zersetzte

Biographien im Auslaufmodell "Sozialismus mit menschlichem Antlitz", und der Wunsch, die Welt doch irgendwie zu berühren, mit was?

Am besten mit Musik, und diese spielt hier, wie es typisch für die achtziger Jahre im einstigen Jugoslawien war, eine genauso große Rolle wie die Literatur. Deshalb gibt es bei Rešicki Gedichte, die den Titel "Glückliche Straßen" tragen, und Bücher wie etwa das leider noch nicht ins Deutsche übersetzte "Armenhaus für Gespenster", denen ein Motto von Don McLean vorangestellt ist, und da heißt es an einer Stelle: "There's no need for turning back, cause all roads lead to where I stand."

Das Motto kann natürlich nur einem Melancholiker einfallen, aber einem, der die Ironie genauso braucht wie den Regen oder den Winter, um sich auf den Sommer zu freuen. Diese Freude ist bei Delimir Rešicki in lyrische Form gegossene Sehnsucht, wie wir sie aus den Büchern der russischen Symbolisten kennen und - natürlich reicht das bei Rešicki nicht aus - aus dem Gesang des Fado, bei dem man ja auch gleichzeitig sterben und leben möchte, um sich auf beiden Seiten gleich echt zu fühlen.

Seine literarischen Figuren sind Bewohner einer Landschaft, in der auch die somnambulste Bemerkung ins Handfeste und Wirklichkeitstaugliche gewendet wird. Der Krieg formt ihre Erfahrungswelt, und vor diesem Hintergrund bekommen Liebesgeschichten, Trennungen, phantasierter, onanierter und geteilter Sex eine existentielle Dimension. Dabei geht dieser Schriftsteller mit der Behutsamkeit eines zärtlichen Geographen vor, selbst dann, wenn er das Hässliche und Abartige beschreibt oder uns an der merkwürdigen Eigenart einer seiner Figuren teilhaben lässt, der sich an jedem 21. des Monats schminkt und in den Spiegel starrt, um sich auf diese Art die Erinnerung an eine im Nichts verschwundene Geliebte zu erhalten.

Zwangsläufig findet Rešicki in seinen lyrischen Arbeiten zu Arrhythmien; fast scheint er das Stolpern und das Ausloten der irgendwann abhanden gekommenen Wirklichkeit zu brauchen. Berührend ist die lyrische Recherche nach seinen Wurzeln, aber auch die Anhänglichkeit an einen Autor wie Bruno Schulz.

Diese fast familiär wirkende Verbundenheit hat biographische Gründe. Rešicki hat seinen Gedichtband "Arrhythmie" seiner Familie gewidmet, nicht etwa der jetzigen, greifbaren; gemeint ist eigentlich sein Ursprung, die lange zurückliegende Reise seiner Vorfahren von Danzig über die Baranja nach Osjek. Und auch hier, in diesem flirrend-singenden poetischen Kosmos aus Städten, Ländern, Landschaften und Menschen, kommt der Autor nicht ohne jene Brüche aus, die wie zerbrochene Spiegel wirken.

Rešicki braucht die Gegensätze wie Durstige das Wasser brauchen. Polen und die Sängerin Nico: Und wieder leuchtet uns dieser Gegensatzraum entgegen. Freilich geht es hier nicht allzu romantisch zu - Nico hatte zwar eine tiefe, an mittelalterliche Gesänge erinnernde Stimme, aber sie war auch ein Junkie, dem der größere Teil von Rešickis Huldigung gilt.

Es ist am Ende immer ein Besingen der metaphysischen Heimatlosigkeit, die Rešicki sich vornimmt, und er ist dabei, ob er das will oder nicht, ein durchweg glaubwürdiger Mitteleuropäer, der sich hinter Derrida, Žižek, Lacan und Freud verschanzt, damit wir nicht bemerken, wie tief seine Trauer ist.

Delimir Rešicki erhält am morgigen Samstag den Hubert-Burda-Preis für junge osteuropäische Lyrik.

Marica Bodrožić, Frankfurter Rundschau, 24. Juli 2008

Vergessen ist wie Erinnern

Vergessen. Vergessen all das, was untillgbar im Kopf festklebt. Der kroatische Dichter Delimir Resicki beschwört das Vergessen, das ihn nichts gelehrt hat "über das, was ich/ vergessen sollte". Seine Gedichte taumeln in einer Trunkenheit, die das Vergessen besingt und es darob vergisst, weil das Erinnerte stärker ist. Der leidenschaftliche Anruf an "Doktor Alzheimer" verhallt ungehört: Wenigstens "hilf mir/ dass ich vergesse." Resicki beleuchtet mit empathischen, zugleich schön-schrägen Bildern die mitteleuropäischen Regionen, die nach dem Mauerfall aus ihrem Trott und Takt gefallen sind. "Man stirbt zwischen alltäglichen Dingen." Nur Poesie und Rock 'n' Roll weisen auf Ausgänge aus den "sicheren Räumen" der Geschichte und vermögen das Vergangene aufzuheben.

Beat Mazenauer, dasKulturmagazin, April 2008

Lesebücher für Totengräber

Der Botschafter Pannoniens aus Osijek: Der Kroate Delimir Resicki erhält heute den Hubert-Burda-Preis für junge osteuropäische Lyrik

Nostalgie begreift der Lyriker Delimir Rešicki als getarnte Angst vor dem Verlust der eigenen Gegenwart. Die verschiedenen Zeitschichten, die in seiner Heimatstadt Osijek im östlichsten Winkel Kroatiens exemplarisch ausgestellt sind, geben immer wieder Gelegenheit, dieser Sentenz nachzufühlen. Bis heute zeigt etwa die Europa-Avenue, die Prachtstraße der Hauptstadt Slawoniens, ihre Wunden aus dem Jugoslawien-Krieg ab 1991. Das Zentrum der 120.000-Einwohner-Stadt an der Drava (Drau) wirkt wie ein slawisches Vichy, parallel zur barocken Altstadt rund um die Zitadelle Tvrda. Das Art-Nouveau-Ensemble der Europa-Avenue zählt zu den wertvollsten des Kontinents, doch da Kroatien bislang nicht EU-Mitglied ist, fehlt das Geld für eine umfassende Sanierung. Diese wäre bitter nötig: Fast jedes der herrlichen Jugendstilhäuser ist mit faustgroßen Löchern übersät, die von serbischen Granateinschlägen stammen. Während der monatelangen Belagerung der Stadt kamen ungefähr 800 Menschen ums Leben.

Osijek liegt nur wenige Kilometer von der serbischen Grenze im Osten und der ungarischen Grenze im Norden entfernt. Die Nachbarstadt Vukovar wurde 1991 fast völlig zerstört. Dijana Pavlović, Kulturredakteurin und damit Redaktionskollegin von Delimir Rešicki bei der Tageszeitung „Glas Slavonije“ („Stimme Slawoniens“) erinnert sich noch gut, wie sie als junge Volontärin die versammelten internationalen Kriegsreporter am Ufer der Drau mit Proviant und Informationen versorgte. Die flache Flusslandschaft mit ihrem stillen Charme lässt bereits die Puszta erahnen. Sie geht in das Naturschutzgebiet Baranja über und ist nach wie vor nicht minenfrei.

Eine vollbusige Sphinx im Stadtpark oder eine langhaarige Göttin als Ornament in der Europa-Avenue künden von Osijeks einstiger Unbeschwertheit und dem Wohlstand seiner Entstehungsphase. Die Architekten Wilim Karl Hofbauer, Ante Slaviček und Franz Wybird hatten in der zweisprachigen, kunstsinnigen k.-u.-k.-Hochburg Esseg stets gut gefüllte Auftragsbücher. Das einstige „Theater der königlichen Freistadt Esseg“, heute das Kroatische Nationaltheater, richtete Festvorstellungen zu den Regierungsjubiläen von Kaiser Franz Josef I. aus. Das „Prothocollum des Stadt-Raths zu Esseg“ wird in seiner deutschen Originalsprache herausgegeben. Es steckt voller Kuriositäten, voller Nuclei für kleine Geschichten. So beklagten sich im Juli 1791 zwei Bürgerinnen, „Zigeinerinnen“ hätten ihnen durch Fütterung „2 Gäns entfremdet“, gestohlen und gerupft.

Berühmte Söhne der Stadt wie der Satiriker Roda Roda, der Landschaftsmaler Adolf Waldinger oder der zweifache Oscar-Gewinner Branko Lustig künden von der Internationalität Osijeks. Heute noch

wird von den verbliebenen Donauschwaben das „Esseger Deutsch“ gesprochen. Deutschsprachige Kulturveranstaltungen stoßen nicht nur bei den örtlichen Germanisten auf reges Interesse. Das zeigte kürzlich ein vom Zagreber Goethe-Institut initiiertes Auftritt eines deutsch-kroatischen Autorenquartetts in der Galerie Waldinger, eine Nachlese zum Kroatien-Schwerpunkt der Leipziger Buchmesse.

Delimir Rešicki wurde 1960 in Osijek geboren. Am heutigen Samstag erhält er in Maxlrain bei Rosenheim gemeinsam mit der Weißrussin Valzyna Mort und dem Polen Tadeusz Dabrowski den Hubert-Burda-Preis für osteuropäische Lyrik. Rešicki entstammt einer aus Polen über Tschechien und Ungarn ins nahe Slawonien ausgewanderten Familie. 1970 besuchte er seinen Vater in München, als dieser dort arbeitete. Eine bestimmte C&A-Filiale sei ihm damals als „magischer Ort“ erschienen, erzählt er. Diese Gastarbeiter-Erfahrung haben fast alle kroatischen Familien gemacht. Interessant ist, was für ein Deutschland-Bild sich bei Rešicki oder dem 1957 geborenen Schriftsteller (und ehemaligen Kriegsreporter) Edo Popović festgesetzt hat. In dessen jüngsten Buch „Kalda“ (Verlag Volland&Quist) spricht der gleichnamige Ich-Erzähler vom „wütenden Gastarbeiter-Gott“. Ohnehin verbindet eine grimmige Melancholie, eine durchgängige Verklüsterung das sonst so unterschiedliche Werk beider Autoren. „Jede Identität ist ein Konstrukt“, befindet Delimir Rešicki. Dennoch wagt er in Gedichten wie „Esseg Tarok“ (abgedruckt in „Akzente“ 2/2008), „Schwalben in der Baranja“ oder „Winter in Osijek“ eine Topographie Slawoniens als Echoraum des alten Pannonien. Dabei gibt er als Vorbild für dieses Sammeln kultureller Schnittmengen Bruno Schulz an. Ein Poem aus „Arrhythmie“, von Alida Bremer in ein wunderbares Deutsch gebracht, trägt den programmatischen Titel „Ethnozählreim“: „in der Sprache und auf dem Feld bleiben nur diese pathetischen gefrorenen Blütenblätter der Wildkirsche übrig / die vergeblich herumfliegen / überall in den Lesebüchern / für Wächter / und Totengräber“.

Trotz oder gerade wegen des starken Aufkommens von Engeln prägt eine metaphysische Desillusionierung Rešickis Lyrik, eine fortwährende Todesnähe. „Die Sprache spricht genau das aus, was sie nicht sagen kann“, behauptet er, an Lacan geschult. In den Bilderkaskaden von „Arrhythmie“ (Edition Korrespondenzen, Wien 2008, 18,90 Euro) finden sich häufig Reverenzen an westliche Künstler wie Joseph Beuys, Roland Barthes oder Raymond Carver. Delimir Rešicki war früher unter anderem Punk-Musiker und Mitbegründer der wichtigen Literaturzeitschrift „Quorum“, in den achtziger Jahren das Sprachrohr der „postmodernen Narzissten“. 1989 erregte sein Gedichtband "Die die my Darling" in ganz Jugoslawien Aufsehen. Der Umschlag zeigte das historische Foto des "ratlosen Engels vor der Kulisse des zerstörten Dresden; kurz vor Ausbruch des Bürgerkriegs erschien dieses Buch als visionär.

"Eine kleine Stadt, verloren in der Vergangenheit": Mit dieser Zeile stellte Fritz Lang den fiktiven Schauplatz seines legendären Films "M" (1931) vor. Einer der größten europäischen Fritz-Lang-Verehrer dürfte der Osijeker Filmkünstler Ivan Faktor sein. Seine kühnen Projekte, die den 55-jährigen zur Biennale und nach Sao Paulo führten, wirken wie eine Kontrafaktur zu Resickis geschichtsskeptischen Gedichten voller Aschespuren. In den Filmcollagen "Osijek, eine Stadt sucht einen Mörder" und "Das Lied ist aus" übertrug Faktor die bedrohliche Stimmung aus Langs Filmen auf Osijek während des Krieges 1991. Die Übereinstimmung frappiert zutiefst. Zu wackligen Videoaufnahmen von ausgebrannten Autos, verbarrikadierten Häusern und patrouillierenden Soldaten an der Drau erklingen in schnarrendem Deutsch Sätze aus der Original-Tonspur von „M“: „Jeder, der neben dir sitzt, kann der Mörder sein.“

Katrin Hillgruber, Badische Zeitung, Juli 2008

Eine Welt wo Zeit und Raum eins wurde

Delimir Resickis deutschsprachiges Debüt

Das, was die „*Arrhythmie*“ bearbeitet, ist das, was dem Geist jedes Menschen immanent ist – das Gedächtnis und zwar das Gedächtnis des menschlichen materiellen Bestehens. Jeder wird mit dem Gedächtnis seiner Vorfahren geboren, mit den Vorführern, die ihn in sein Leben eingeführt haben und ihm die Aufgabe gegeben haben, dem Generationsaufstieg und – Befreiung beizutragen. Mit der Geburt bekommt der Mensch das Generationswissen, das Wissen über die Kontinuität, das Wissen über die ewige Veränderung. Aber das Wissen enthält einerseits teilweise bewusste Wahrheit (teilweise, weil wenn sie gänzlich bewusst gemacht werden würde, hätte der Mensch kein Bedürfnis wieder geboren zu werden), - und andererseits enthält dieses Wissen auch die Vorhänge über den Wahrheiten, die aufzuziehen sind und die uns unsere Identität entkleidet. Die eigene Identität hat somit also den Start im Gedächtnis, im kollektiven Bewusstsein über das Materielle.

Resicki hat ein Tagebuch über ein solches materielles kollektives Bewusstsein geschrieben. Sein Tagebuch ist nach Gedächtnis geschrieben, es ist ein *déjà vu*, und deswegen ist es eine *Arrhythmie*, es ist fragmentarisch, unsynchron, längst vergessene Menschen kommen zum Vorschein, verlorene Lieben, fremde Kindheiten, vergangene Kriege, Geister, Träume, Geschäfte und Züge und mischen sich in sein Leben ein. Diese Erscheinungen, Geister der Vergangenheit helfen ihm, damit er sich klar definiert: „Ich bin nicht wie sie und ich will nicht wie sie sein.“ Aber diese Geister der Vergangenheit bringen auch eine andere Frage für Resicki ans Licht: „Wenn du nicht wie wir bist – wer bist du dann?“ – Resicki antwortet darauf manchmal konformistisch – er hat einen Antrieb zum Verschwinden (was die Bemerkungen mancher Kritiker berechtigt, dass Resicki unter dem Einfluss der Rockpoesie steht). Aber diese Antwort erfüllt den Raum der Seele nicht – weil die Seele ein Bedürfnis nach der Erfüllung hat, nach der „Leichtigkeit des Seins“. Sich von dem Gedächtnis zu befreien aber damit die Seele erfüllt bleibt – das ist ein Kampf mit der Zeit, der brutal ist und keine Gnade erweist.

Aber da wird Resickis Meisterschaft gezeigt: sein dichterischer Ausdruck ist emotionell, aber unpathetisch und unaufdringlich, er ist überzeugend aber nicht affektiv und nicht aggressiv, er kennt keine Ironie und keine Resignation, es gibt keine Trauer und keine Deskription. Er ist, einfach gesagt, ein professioneller Krieger, der keine Begeisterung verloren hat.

Ana Bilic, Einführung zur Buchpräsentation, Alte Schmiede, Juni 2008

Aus Liebe zur Klette

Auf den Trümmern des alten Mitteleuropas wächst eine lebendige Literatur. Neben Juri Andruchowytch und Andrzej Stasiuk gehört der Kroat Delimir Resicki zu den Autoren, die aus den wilden Blüten der Nostalgie bittersüßen poetischen Nektar saugen. Die Städte und Landschaften Mitteleuropas, insbesondere die verblassten Umrisszeichnungen Kakaniens, bilden in seinen Gedichten die Koordinaten eines Bezugssystems, in dem Rilke, Trakl und Celan, Gustav Meyrink, Kafka und Bruno Schulz überraschend präsent sind. "Nostalgie" sei für ihn die Angst vor dem Verlust der eigenen Gegenwart", sagte Resicki einmal. Die Fragilität des Ich, die Fragwürdigkeit aller Identität kristallisiert sich im neuen Werk "Arrhythmie" in Versen mit einem unruhigen, gegen den Mainstream gerichteten Rhythmus. Die sehnsuchtsvollen Töne werden durch ironische Kontraste, die der mit allen postmodernen Wassern gewaschene Dichter dagegensetzt, gebrochen.

Mit dem von Alida Bremer glänzend übersetzten Band ist Resicki, Jahrgang 1960, jetzt dem deutschsprachigen Publikum zugänglich. In den Achtzigern zählte er zum Kreis um die intellektuelle kroatische Literaturzeitschrift "Quorum", war Schlagzeuger in einer Rock-Band und bereits mit Lyrik hervorgetreten. 1990 legte er mit "Die Die My Darling" seinen vierten Gedichtband vor. Darin schien Resicki in ebenso melancholischen wie popkulturell inspirierten Versen die Zerstörung von Städten wie seiner Heimatstadt Osijek vorauszuahnen.

In "Arrhythmie" spielen die Katastrophen des letzten Jahrhunderts eine zentrale Rolle. Im Eingangsgedicht "Krakau, Kazimierz", einem elegischen Text über den ehemaligen jüdischen Stadtteil, spürt Resicki den historischen Brüchen in einer Mischung aus Unbehagen und Faszination nach: "Nie hat Gott Vergangenheit und Gegenwart / mit einem derart starken Klebstoff verbunden / wie ich ihn überall dort an der Weichsel / eingeatmet habe / oh du, Yingele ..." In "Warschau" - "eine neue Stadt, / wo einst die alte / zerstört wurde" - bekennt das lyrische Ich seine Erschütterung: "etwas teilte mich hier / für immer in zwei, in drei Teile". Anderswo wird die Bedeutung der Sprache für Krieg und Propaganda beschworen: "Das Mädchen schrieb in ihr Heft: / Bleiern und grau war der Himmel. / Später goss die Lehrerin zu Hause / heimlich aus diesem Blei / Kleinkaliber-Munition / für allwissende Erzähler. / Und wieder konnte unsere Jugend schießen!"

Engel treffen in Resickis Lyrik auf Gespenster und Schatten, auf "Knaben / aus alten österreichisch-ungarischen Kasernen ...". In Leichen ist "Lindenhonig" versteckt, Bäume im Schnee ähneln "toten Knochen in Plastiktüten", am idyllischen Grenzübergang taucht die Erinnerung an einen amerikanischen Porno auf. In einem Blog schreibt Resicki, dass die Klette, diese stachelige Blume mit der kleinen rötlichen Blüte, ihn fasziniere, weil sie "heute bereits so aussieht, als sei sie für den Jüngsten Tag vollkommen bereit". Ähnlich wie mit der Klette ist es mit Resickis Versen. Sie sind auf das Schlimmste gefasst - und lassen einen so schnell nicht los.

Judith Leister, FAZ, September 2008

Weltpoesie aus Kroatien

Delimir Rešicki stammt aus einer polnischen Familie, die nach Slawonien auswanderte; er wurde 1960 in Osijek geboren, wo er heute noch lebt, als Journalist und Essayist, vor allem aber als vielfach ausgezeichnete Lyriker. Die erstaunliche Bandbreite seiner poetischen Imagination wird im Band "Arrhythmie", der jetzt in einer schönen zweisprachigen Ausgabe vorliegt, sinnfällig: Da gibt es Gedichte über Krakau, Warschau und Pannonien, über Georg Trakl, Roland Barthes, "Raymond Carver und ich", Gedichte über die "Nähe und das Vergessen" über "Schlafanzüge in der Krebsabteilung" und "Alzheimers Pillen", daneben "Ethnozählreime", Madrigale und Gedichte "für eine Sirene". Widmungen an Bruno Schulz, Andrei Tarkowski oder Marja Ćudina verdeutlichen die geistigen Räume, in denen sich Rešicki bewegt, nicht epigonal, sondern mit eigener, vielfach gebrochener Stimme. Es ist eine fragile Welt, die Resicki erkundet bzw. entwirft: eine Welt voller Falltüren und Geheimnisse, voller Irregularitäten und Arrhythmien. "Vereiste Zweige / im halb zerstörten Nest eines Zugvogels / bilden das Herz der einsamen Gnosis" heißt es im Gedicht "Das Schloss", das in seiner strengen Hermetik kafkaesk anmutet. Gleichnisse, wegkippende Bilder, ungewöhnliche Metaphern machen Resickis Lyrik zu einem Parcours der Überraschungen, dem man sich im Zuge der Lektüre willig überlässt, statt nach kohärenten Deutungsmustern zu suchen. Fremd bleibt, was sich einem Gefühl der Fremdheit verdankt, denn bei aller – auch Zitaten und Anspielungen geschuldeten – Welthaltigkeit kreisen Rešickis Gedichte um eine gleichsam leere Mitte. "Nichts befruchtet die Erde mehr / als Angst und Asche / nichts fliegt so leicht / wie Blei / nichts ist heilig / wie das, was vergeblich ist." Mit dem Anspruch der Vergewaltigung nobilitiert sich Rešickis reichhaltige Poesie in stiller Würde selbst.

I. R., NZZ, September 2008

